

Ein Mangel an Mitte

Historische Prozesse beeinflussen die aktuelle Situation in Südosteuropa

Von Harald Heppner

Fortsetzung von Seite 3

Man kann ihr zugute halten, dass sie die Spannungen auf dem Post-Milosevic-Balkan abgebaut hat, heute läuft sie jedoch Gefahr, in eine Politik der destruktiven Zweideutigkeit umzuschlagen. Bei den Beobachtern des Geschehens auf dem Balkan herrscht derzeit Einigkeit darüber, dass die Region an einem gefährlichen Punkt angelangt ist und dass Europa dringend etwas unternehmen muss. Der Beschluss der internationalen Gemeinschaft, die Status-Gespräche über den Kosovo voranzutreiben, zeugt davon, dass man diese Gefahr erkannt hat.

Das Risiko ist allerdings, dass die Status-Verhandlungen angesichts des Fehlens einer Beitrittsperspektive für den Kosovo den Weg nicht Richtung Frieden, sondern in Richtung Krieg eröffnen könnten. Ohne eine realistische Aussicht auf Mitgliedschaft besteht für Belgrad kein wirklicher Anreiz, sich an den Verhandlungstisch zu setzen. Wir müssen daher in den kommenden Monaten mit der Möglichkeit rechnen, dass es entweder zu endlosen Verhandlungen kommt oder dass der Region eine Ordnung aufgezwungen wird, die sie für dieses Jahrhundert paralytisiert. Eine konstruktive Beilegung der strittigen Statusfragen auf dem Balkan ist nur im Rahmen eines Fahrplans für die EU-Aufnahme möglich. Ohne die klare Perspektive eines EU-Beitritts wird Mazedonien als Staat nicht überleben, und der Kosovo und Bosnien werden auf unabsehbare Zeit Protektorate bleiben.

Damit zur entscheidenden Frage: Wollen die EU-Bürger ein imperiales Europa, da sie offenbar nicht bereit sind, ein erweitertes Europa zu akzeptieren? Und wird dieses imperiale Europa den Vorzug haben, dass es in finanzieller, politischer und moralischer Hinsicht weniger hohe Kosten mit sich bringt?

Eine Politik, die den Balkanstaaten den Zugang zur EU verweigert, würde die reformorientierten politischen Führer und ihre Anhänger in diesen Staaten dem Untergang weihen und den Balkan in ein Land der „unbekannten Unbekannten“ (Donald Rumsfeld) verwandeln. Ironischerweise heißt „Post-Erweiterungs-EU“ zwangsläufig imperiale EU. Es bleibt freilich die Hoffnung, dass es zu einer jener unerwarteten geschichtlichen Wendungen kommen wird, in welcher der Balkan die EU rettet, bevor die EU den Balkan rettet. Die Krise auf dem Balkan könnte die Öffentlichkeit und die Bürger der Union mit der Nase darauf stoßen, dass die sehr reale Gefahr eines Niedergangs der weichen Macht der EU besteht, und sie so zwingen, sich zu einer alternativen Entscheidung durchzuringen. Kommt es nicht dazu, sollten wir darum beten, dass das neue Imperium wohlwollend und effizient sein möge.

(Aus dem Englischen von Karl Heinz Siber)

Ivan Krastev, geboren 1965, leitet das Centre for Liberal Studies in Sofia. Seit 2004 ist der Bulgarer Exekutivdirektor der Internationalen Balkankommission. Der Text ist ein Vorabdruck aus dem Heft Nr. 30 der Zeitschrift „Transit“, das Ende Februar erscheinen wird.

Zu den Schwachstellen des „Lehrfaches „Südosteuropäische Geschichte““ gehört, dass sich die Fachleute nicht einig sind, wo genau die räumlichen Grenzen dieses Themenbereichs liegen. Die größte Schwierigkeit verursacht die Frage, ob Slowenien, Ungarn und die Slowakei entweder weiterhin Südosteuropa zugeordnet werden sollen, wozu jene Länder in den letzten Jahrzehnten gezählt worden waren, oder Mitteleuropa zuzuordnen sind. Steht man davon ab, dass der Begriff „Südosteuropa“ erst im Lauf des 20. Jahrhunderts in Mode gekommen ist, lenkt die Fixierung auf geografische Determinanten vom eigentlichen Gegenstand ab, von der Frage, was Menschen im Lauf der Zeit in und mit einem bestimmten Raum gemacht haben, wodurch jener ja erst seine historische Dimension erhielt. Dazu ein paar strukturanalytische Überlegungen.

Zwei Hemisphären

Besitzt der südosteuropäische Raum (wo immer seine vor allem nordwestliche Grenze verlaufen mag) einen Zentralraum, der als dessen Mitte angesehen werden könnte? Nein, denn die im Südosten Europas liegende Großregion setzt sich aus Kleinregionen von unterschiedlichen Ausmaßen und mit nur beschränkter Anbindung an die Nachbarräume zusammen. Der mittlere Donauraum (Karpatisches Becken) ist topografisch zwar klar definiert und besitzt vor allem durch die Donau Anschlüsse nach Nordwest und Südost, wird jedoch durch die Karpaten von der nördlichen, iltischen und teilweise auch südlichen Nachbarschaft getrennt.

Der Balkanraum hingegen besteht, naturräumlich betrachtet, aus einer Vielzahl von Tal- und Gebirgslandschaften, die kein gemeinsames Zentrum besitzen und von der Außenwelt (Küste, Donauraum) weitgehend getrennt sind. Der sehr lange und meist nur schmale Küstensaum entlang der Adria, dem Ionischen und dem Ägäischen Meer verfügt vice versa nur über wenige naturräumliche Zugänge zum Hinterland und verbindet daher nur stellenweise das Festland mit dem Meer. Dazu kommt, dass auch der Südosteuropa umgebende Raum kein einheitliches Profil aufweist: Der Vergleich des östlichen Mittelmeerraums mit dem Nahen Orient und Anatolien, Osteuropa, Mitteleuropa und dem zentralen Mittelmeerraum (Italien) zeigt beträchtliche Unterschiede jener Regionen.

Südosteuropa entbehrt zudem einer ideellen Mitte, und zwar in zweifacher Hinsicht. Einerseits ist der Raum zwischen Südostalpenrand und Schwarzem Meer zum Einzugsgebiet der christlichen Mission sowohl von Rom als auch von Konstantinopel aus geworden, was zur Bildung zweier Hemisphären geführt hat: Trotz einer gemeinsamen religiösen Plattform bildeten sich römisch-katholische (später auch protestantische) und orthodoxe Kulturtraditionen und Identitäten heraus, die sich voneinander abzugrenzen bemüht waren. Deshalb

konnte sich keine einheitliche Leitkultur durchsetzen, die diesem Raum ein geschlossenes kulturelles und konfessionelles Profil hätte geben können. Außerdem hat die Präsenz des Osmanischen Reiches (vom 14. bis, teilweise, ins 20. Jahrhundert) große Nachhaltigkeit erzeugt: Neuzeitli-



Auch Zagreb eignet sich nicht als Zentrum der Balkanregion. bildertbox

che Entwicklungen gingen nicht aus Prozessen mittelalterlicher Zuschnitte hervor, sondern wurden durch eine lange Periode fremder Dominanz unterbrochen, was bewirkte, dass ein im Mittelalter mehr als bloß für den Balkanraum maßgeblicher ideeller Brennpunkt, nämlich Konstantinopel, seine Zugehörigkeit zum christlichen Europa verlor, sodass er nur mehr eine recht eingeschränkte Rolle für ein modernes Südosteuropa spielen kann (Sitz des Ökumenischen Patriarchen).

Die historischen Prozesse in Südosteuropa entbehren einer funktionalen Mitte. Betrachtet man die Verhältnisse seit der römischen Antike (die Zeit davor ist ungenügend dokumentiert), sieht man, dass es keine gestalterische Macht gab, die dem Raum entsprungen ist und über längere Zeit ihr Umfeld geprägt hat. Das Imperium Romanum wuchs in den südosteuropäischen Raum hinein und beschränkte sich im Wesentlichen auf das Terrain südlich der Donau. In den Jahrhunderten des Mittelalters versuchten die byzantinischen und bulgarischen Reiche (im Spätmittelalter auch das Königreich Ungarn) so etwas wie eine Leaderfunktion zu erlangen, doch wurde von niemandem die Mehrheit der südosteuropäischen Länder erfasst, und derartige Ambitionen nahmen nie länger als zwei bis drei Generationen.

Nach der Periode der türkisch-osmanischen Dominanz standen eilige junge und verhältnismäßig kleine Nationalstaaten einander gegenüber, ohne dass es einem von ihnen gelungen wäre, eine Vorrangstellung zu schaffen. Die Wechselhaftigkeit politischer Gewichte spiegelt sich auch in den Residenzplätzen und Hauptstädten wider. Im Mittelalter gab es entweder gar keine Verortung politischer Konzentration (außer Konstantinopel), oder sie wechselten je nach Situation einander ab. Im 19. Jahrhundert

kam es zwar zur Herausbildung von Hauptstädten, doch fehlt es ihnen an Tradition und auch an zentraler Lage: Budapest, Bukarest, Sofia, Belgrad und Skopje liegen eher am Rande ihrer Staatsgebiete.

Ein weiteres Problem zeigt sich im europäischen Kontext: Das südöstliche Europa zählt nicht zur symbolischen Mitte des

Deutschen, Roma und anderen Volksgruppen hat im vorliegenden Fall keine Bedeutung, weil es weder je einen gemeinsamen slavischen Staat gab, welcher zum Brennpunkt für den gesamten Raum geworden wäre (vergleichbar etwa mit Russland, wo die Russen stets den Ton angaben und immer noch geben, obwohl sie bei weitem nicht die einzigen Bewohner Russlands waren und sind), noch ein mehr als bloß emotionales Gemeinschaftsgefühl aller Slawen, auf dem ein völkerverbindendes Großreich hätte errichtet werden können.

Und schließlich fehlt in Südosteuropa auch eine traditionelle stilistische Mitte. Mitte bedeutet in diesem Fall das Synonym für innere Harmonie und Stabilität – zwei Faktoren, die vom Vorhandensein berechenbarer Rahmenbedingungen abhängen, unter denen sich ein kollektiver Sinn für Ausgewogenheit durchsetzen könnte. Fehlen solche Voraussetzungen, besteht das Streben nach Gleichgewicht nicht in der Suche nach Ausgleich zwischen mehreren Gruppen, sondern in der Suche nach einer erzwungenen Mitte, die Stabilität verleihen soll.

Höchstens Kompromisse

Solange das Osmanische Reich zwar nicht Fortschritt, aber immerhin eine gemeinsame Ordnung für einen bestimmten Raum sicherstellte, kam der konfessionellen, kulturellen und ethnischen Vielfalt keine Sprengkraft zu. Seit sich jedoch die Rahmenbedingungen (durch Kapitalismus, Industrialisierung, Urbanisierung, Nationalismus, Okzidentalismus, Sozialismus) geändert haben, versuchen so gut wie alle politischen Kräfte in den südosteuropäischen Ländern, den Weg der Ausschließlichkeit zu gehen und höchstens notgedrungen Kompromisse zu schließen.

Ausdrucksvarianten der Suche nach einer Mitte sind Nationalismus, Gewaltentwendung, oftmals Regierungswechsel, unzureichende Rechtsstaatlichkeit, Genozid usw. Demzufolge geht bei dem Bemühen um Schaffung von Machtmonopolen (Klientelismus, Nationalismus, Sozialismus), die Stabilität liefern sollen, viel Energie verloren, welche nur dann mittelfristig ausgleichend wirken könnte, wenn ein von allen Betroffenen getragenes System der Gemeinsamkeit akzeptiert und praktiziert würde.

Der Mangel an Mitte im Südosten Europas beruht auf einer Verkettung komplexer Umstände, die weder an bestimmten Territorien festzumachen sind, noch ausschließlich auf „Fehler“ in der Vergangenheit zurückgeführt werden dürfen. Während die „Geschichte Südosteuropas“ als ziemlich starre Raumgeschichte behandelt wird, deutet „Südosteuropäische Geschichte“ darauf hin, dass es in diesem Fall innerhalb von Räumen mit variablen Grenzen um die Wesenhaftigkeit von Abläufen geht, die zwar beschreibbar, letztlich aber nur schwer zu erklären sind.

Harald Heppner, geboren 1950, habilitiert für Südosteuropäische Geschichte, ist Professor an der Universität Graz.